



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Types de la littérature allemande : in vier Briefen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Types de la littérature allemande.

In vier Briefen.

Wit freudigem Erstaunen, lieber Herr Combes, habe ich Ihr Buch in die Hand genommen. Ihre Landsleute haben viele einzelne Partien der deutschen Litteratur behandelt, geschickt behandelt; hier ist endlich einmal ein Buch, sagte ich mir, worin das Ganze umfaßt und eine große Entwicklung in ihrem Zusammenhange verstanden wird. Welche Bescheidenheit, fügte ich hinzu, ein derartiges Werk nur Profils et types de la littérature allemande zu nennen!

Aber bald wurde ich eines Bessern belehrt. Ihr Buch ist ein Tendenzbuch und giebt sich als solches. Das darf ein gutes Buch immer sein, und wenn der Titel es auch nicht verrät, der sorgfältige Leser wird es schnell herausfinden. Umso besser, schloß ich; da hast du es mit einem kritischen und polemischen Werke zu thun. Was kümmerts dich, wenn ein gut Teil der Polemik deinen eignen Landsleuten gilt? Sie haben einen solchen Kampf nicht zu fürchten; und wenn sie ihn zu fürchten hätten, Dank dem Manne, der ihnen ihre Schwächen zeigt und sie verbessern lehrt.

Also, Herr Combes, was wollen Sie eigentlich? Wenn ich recht verstanden habe, die Überschätzung der deutschen Litteratur, wie sie seit einem Jahrzehnt in Frankreich eingerissen ist, zurückweisen. Deutschland sei heute bei Ihnen Mode, sagen Sie. Man bewundere den Gott Erfolg. Man bewundere jenes germanische Mittelalter, welches, aus der Ferne gesehen, imponirt durch seine phantastischen Formen, die der Nebel der Entfernung noch vergrößert. Vu de près, le palais s'évanouit; le bloc reste. . . Tâchons d'être justes.

Der Vorfaß ist gut und eines wissenschaftlich gebildeten würdig. Aber der Kampf wird nicht leicht sein, das fühlen Sie selbst. Die französischen Urteile, zumal über das Mittelalter, beruhen auf den Ansichten deutscher Forscher. Und mag auch bei den Deutschen vieles Pöpsel und eitel Nachbeterei sein, Gelehrte haben sie denn doch, und streitkundige Gelehrte. Hatten Sie keine Furcht, gegen Franzosen und Deutsche zu kämpfen?

Wir hätten Ihr Buch nicht, wäre Ihnen nur einen Augenblick bange geworden. Und daß ich hier sitze und in drei sehr offenen Briefen an Sie und

einem an den Leser dies Buch anzeige, wem verdanke ich es als Ihrem starken Mute, den auch die ungeheure Schwierigkeit der Aufgabe nicht wanken gemacht hat!

Aber, lieber Herr, ich bin nur ein Deutscher. Sie haben zu gut die deutschen Schwächen erkannt, um mir eine kleine nicht zu gute zu halten. Ich gestehe sie auch von vornherein ein, damit mir nachher von einem so gestrengen Richter, wie Sie sind, kein Vorwurf daraus gemacht wird. Und doch bin ich zaghaft. Soll ich oder soll ich nicht? Aber nur ganz im Vertrauen, lieber Herr Combes: ich kann ohne etwas, was bei Ihrem geistreichen Buche freilich nicht so nötig war, niemals auskommen. Selbst bei der kleinsten Rezension drängt sich dies Etwas störend auf; ob ich will oder nicht will, es verlangt sein Recht. Nicht wahr, Sie sind ein Mann und sagen es nicht weiter? Unter dieser Bedingung also hören Sie: Ich muß, was ich auch schreibe, eine klare und stramme Einleitung durchführen. Werden Sie mir verzeihen, wenn ich selbst in diesen Briefen davon Gebrauch mache?

Ich will also handeln: 1. Von der Art der Darstellung Ihres Buches. 2. Von Ihrer litterarischen Polemik. 3. Von allerhand nebenherlaufender Polemik. 4. Von dem moralischen und intellektuellen Werte des Herrn Combes. Und nun erlauben Sie mir, ohne weitere Umschweife meinen ersten Teil zu beginnen.

Erster Brief.

Von der Art der Darstellung Ihres Buches.

Ich schlage die Nibelungen auf. Ihre Inhaltsangabe ist umfassend und im wesentlichen richtig; Bilmar hat sie im Deutschen kaum besser fertig gebracht. Und doch ist mir dabei zu Mute, als ob dem urdeutschen Stoffe das welsche Gewand schlecht stehe. Sie wissen, was schon Heine gesagt hat, daß Franzosen sich von der Größe dieser Dichtung eigentlich gar keine rechte Vorstellung machen könnten.

Sie lächeln kühl und achselzuckend. Sie ziehen sich auf Ihren höhern, internationalen Standpunkt zurück, daß man alles übersetzen könne; was nicht wiederzugeben sei, das sei eben das eigentümlich Ländeste und nichts wert. Ich bin entgegengesetzter Ansicht. Ich halte dafür, daß Sie bis jetzt noch keine erträgliche Übersetzung der Nibelungen haben und wahrscheinlich in der nächsten Zeit auch keine bekommen werden. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß schon Ihre Inhaltsangabe manches nicht wiedergegeben hat, was in Ihrer Sprache sehr wohl wiederzugeben gewesen wäre. Sie wollen ein Beispiel? Mit Freuden. Als Ute ihrer Tochter Kriemhild den Traum auslegt, der Falke sei ein edler Mann, ihr zum Gatten bestimmt, den sie aber leider bald verlieren werde, da weicht diese in jungfräulicher Scheu zurück. „Was redet Ihr mir von einem Manne, vielliebe Mutter mein? Ohne Neckeliebe will ich immer sein.“ Was machen Sie daraus? Sie lassen sie mit kalter Überlegung sagen:

„Liebe Mutter, wenn es so ist [d. h. wenn ich ihn doch bald verlieren muß], wenn das Leid der Freude so nah auf dem Fuße folgt, dann will ich mein Herz bewahren und niemals lieben.“ Ich würde in den Ton der spätern Partien Ihres Buches verfallen, wenn ich die Hoffnung ausspräche, auch in Frankreich werde noch hie und da solche jungfräuliche Schamhaftigkeit aufzutreiben sein. Entschuldigen Sie sich nicht damit, Herr Combes, daß Sie sagen, Sie wären einer schlechten Übersetzung gefolgt. War sie das, so mußten Sie sie besser machen. Hoffentlich erkennen Sie selbst, wie mit plumper Hand, gleichviel von wem, die eigentliche Schönheit der Stelle weggewischt worden ist. Solcher Übersetzungsfehler — ich kann keinen mildern Ausdruck gebrauchen — könnte ich Ihnen eine ganze Anzahl nachweisen. Und muß durch so etwas nicht das Gesamturteil über eine Dichtung beeinflusst werden?

Sie sind ein böser Mann, Herr Combes. Kaum beherrschen Sie die deutsche Sprache, so reißen Sie in ihr gleich Witze. Ja ja, verstellen Sie sich nicht; ich habe Sie doch erkannt. Und ich beschwöre jeden Ihrer Leser, es nicht für ein Versehen zu halten, wenn Sie Folter statt Volker schreiben. Wie? Er versteht es nicht, der dumme Leser! Ich will ihm ein bißchen auf die Sprünge helfen. Volker ist ein Spielmann, dem es gleich gilt, welch Instrument seine Hand führt, die Fiedel oder das Schwert. Und diese Hand, wie Schildbeschlag und Schwertesstieb sie ungefüge gemacht, sie soll geschickt sein, süße Töne hervorzulocken! Nimmermehr, auch dem deutschesten Ohre muß sie — Folterqualen bereiten.

Ich dringe noch tiefer in Ihre Ansichten ein, Herr Combes. Welche Entdeckung haben Sie gemacht? Diese Foltermusik der Nibelungen, sie ist ja natürlich nichts andres als die Urahnin der heutigen deutschen Musik, der Wagnerschen, die auch in Frankreich mehr und mehr an Boden gewinnt. Ha! wie wir beide sie hassen — nicht wahr, Herr Combes? Diese Musik für Barbaren, für Teutonen, für . . . Preußen. Aber von den Preußen nachher.

Sie sind mein Mann, Herr Combes. Selten habe ich eine solche Übereinstimmung meiner Überzeugungen mit denen eines Fremden gefunden als bei Ihnen. Bei einem Franzosen! Was haben wir nicht alles diesem lieben Volke schon zu verdanken! Nur eines schmerzt mich. Meine verlorne Jugend. Was Sie auf den ersten Blick so klar erkannt haben, wie viele Stunden mühseligen Nachdenkens habe ich dazu gebraucht! Doch was thut's? Es war im Dienste der Wahrheit, für sie ist kein Opfer zu gering. Lassen Sie uns in dieser Wahrheit uns gegenseitig befestigen.

Was Sie sonst von den Erzeugnissen des Mittelalters sagen, ist wieder ganz meine Meinung. Sie wissen wenig genug davon. Wozu auch? Es ist alles wertlos. Der Geschmack dieser Zeiten ist so unentwickelt, die Bildung auf einer so niedrigen Stufe, daß es sich für unsre gebildete und geschmackvolle Zeit nicht verlohnt, derartigen Trüdel kennen zu lernen. Da giebt's einen Dichter,

den eine nicht geringe Anzahl irre geleiteter deutscher Litterarhistoriker für einen großen hält, er konnte weder lesen noch schreiben, verstand auch nicht genügend Französisch, hieß Wolfram von Eschenbach. Der diktierte (natürlich!) ein Opus von 24 000 Versen, und als das Opus fertig war, nannte ers Parcival. Darin kommt das Unglaubliche vor, daß ein Kind vier jagende Ritter ihres strahlenden Aussehens wegen für Gott hält. Welchen von den vieren? fragen Sie treffend, Herr Combes, mit echt französischem Esprit. Darin findet sich eine Reihe der langweiligsten mythischen Erörterungen. . . . Pouah! c'est bêtise pure. Ist doch die Mythik unsrer gesunden Philosophie eine der beklagenswerthesten und gefährlichsten Verirrungen. In unsern Tagen hat man ihr endlich ihren wahren Namen „männliche Hysterie“ gegeben.

Welche großen und weiten Gesichtspunkte Sie da aufstellen, lieber Herr! Das alles ist für mich neu, ist Belehrung! Und wie froh bin ich, daß Sie endlich die hochdeutsche Herkunft des Wortes Gral, das man sonst für ein romanisches hielt, gefunden haben!

Im Vorbeigehen muß ich Ihnen gestehen, daß ich erst mit der Anordnung Ihres Buches wenig zufrieden war. Ich konnte nicht begreifen, warum Wolfram vor Hartmann von der Aue, Schiller vor Goethe steht. Ja ich muß die kleine Rehererei zugeben, daß ichs eigentlich auch jetzt noch nicht begreife. Allein ich hoffe, daß bei näherer Betrachtung Ihres Werkes mir der Grund dieser gewiß künstlerischen Gruppierung klar werden wird.

Über Hartmann erlauben Sie mir anderer Meinung zu sein als Sie. Sie finden, indem Sie sich der Meinung Scherr's anschließen — seit wann ist Scherr ein großer Litterarhistoriker? —, daß der Arme Heinrich von einem Ende bis zum andern eine platitudo sei. Sie fragen, weswegen er also berühmt sei, weswegen er auf den Universitäten beinahe wie ein Klassiker kommentirt werde. Gewiß lassen sich noch andre Gründe dafür aufweisen, aber dürfte nicht der wichtigste in unsern schlechten Einrichtungen liegen? Sie schildern selbst, wie gründlich unsre Professoren, wie langweilig unsre Vorlesungen oder wissenschaftlichen Seminare sind; nun, damit man in einem Semester auskomme, braucht man ein kleines Buch. Die andern mittelhochdeutschen Gedichte haben mindestens 24 000 Verse. Begreifen Sie? Und da Sie bei Hartmann soviel Fragen aufwerfen, so lassen Sie mich eine hinzufügen, deren Beantwortung ich mir von Ihrer Gelehrsamkeit nächstens erbitte: Der Mann ist so berühmt; sollte er in seinem Leben wohl noch etwas andres geschrieben haben als den armen Armen Heinrich?

Über Reinhard (Reineke Fuchs) kommen Sie, wieder in künstlerischer Anordnung, zu den Minnesingern. Wie freute es mich, das kühne Wort zu hören, daß sie mit ihrer Eintönigkeit allesamt keinen Pfifferling wert sind! Und wieder Welch feiner Takt, Welch selbständige Behandlung der Litteratur, daß Sie aus diesem großen und wüsten Haufen den einzigen Walthar von der Vogelweide

herausgreifen! Die Übersetzung seines Liedes „Unter der Linde“ ist Ihre beste, Herr Combes; die alte Schutzgöttin Ihrer Nation, die Galanterie, hat Ihnen augenscheinlich die Feder geführt.

Die neuere Zeit hat mit Recht Ihr Interesse in umfänglicherem Maße in Anspruch genommen. Ich gebe Ihnen sofort zu, daß Luther ein guter Mann war, wenngleich mir nicht die Thränen in die Augen wollen darüber, „daß er die Wunden einer Kirche gezeigt hat, aus der auch wir abstammen und die uns teuer ist, der armen alten Mutter der modernen Welt.“ Was Sie von Hans Sachs sagen, ist von einem Franzosen außerordentlich anerkennenswert. Leibniz und Wolf beurteilen Sie zu hart, erst Thomafius erfährt eine richtigere Würdigung.

Ich bin überzeugt, daß Ihre Landsleute über die Maßen viel aus dieser neuen Reformliteraturgeschichte lernen werden. Schon sehe ich Ihre Epigonen scharen, wie Sie Ihnen nachsprechen, daß die Felsen es wiederhallen und die Wälder es zurücktragen, daß Klopstock ein honhomme d'une rare nullité ist, daß Bürger, der lieberliche Bürger, fortan als eigentlicher Vertreter des Göttinger Hains gelten muß, daß es kein albernere Buch auf Gottes Erdboden gibt als Vossens Luise. Und auf eins, Herr Combes, möchte ich die zukünftigen Jünger Ihrer großen Schule besonders aufmerksam machen. Wie schade, wenn sie nicht lernten, welcher Thorheit und Pflichtvergessenheit Deutsche fähig sind! Darf ich Ihnen die Geschichte wiederholen, die Sie von den jungen Studenten in Göttingen erzählen, welche sich im September 1772 zum Bunde zusammenschlossen? So hört denn, ihr kommenden französischen Geschlechter: diese Frevelhaften — gewiß hatten sie, milde gesagt, vorher getrunken —, sie tanzen bekränzt um einen Baum, sie schwärmen für Mondschein und Freundschaft; was kümmert sie das Vaterhaus in Göttingen und ob die liebe Mutter mit dem Abendessen warten muß, was kümmert sie Weib und Kind? Ja, staunt nur nicht; bei euch hat der Student seine Grisette, bei uns Weib und Kind. Und dann beträgt er sich so! Abscheulich!

Je mehr Sie sich der Blütezeit der neuern Litteratur nahen, desto umfänglicher wird Ihre Darstellung, desto eindringender erweisen sich Ihre Studien. Bei Lessing begreife ich nicht recht die Art, in welcher Sie schildern. Sie stellen den übertreibenden Stahr noch übertreibend Lessings Armut dar und fahren dann fort: „Seine Familie, zärtliche Eltern und gute Christen, richteten als Stärkung in seinem Elend entweder Vorwürfe oder Geldbitten an ihn. Nachdem sie ihm mit bitteren Vorwürfen verboten haben, für das Theater zu schreiben, für diesen Ort der Ausschweifung, wo man das Christentum vergißt, erfahren Vater und Mutter, daß Ihres Sohnes Theaterstücke Beifall finden; sie sind überzeugt, daß ein litterarisches Werk sich machen lasse wie ein paar Schuhe oder wie eine schlesische Predigt, und veranlassen einen andern Sohn, den dümmsten und bevorzugten, gleichfalls für das Theater zu arbeiten.“ Ist

das Litteraturgeschichte? Ich glaube eine Satire zu hören. Und ist die Satire berechtigt? Wäre sie das, sie würde nicht einmal mit voller Wucht treffen: Kamenz in Schlesien ist nicht Kamenz in der Lausitz.

Mich wundert, daß Sie bei der Hamburgischen Dramaturgie so ruhig bleiben, Herr Combes. Die Wirkung der Minna von Barnhelm suchen Sie zu entkräften. Nach Ihnen ist Lessing kein Dichter — er sagt es ja selbst —, nach Ihnen ist die Minna nicht gelungen. Ich kann Ihnen versichern, es ist eine der gelungensten Komödien, die wir haben, und das kommt zu nicht geringem Teil mit her von der Einführung jener Person, der Sie die Anerkennung nicht versagen, daß sie vielleicht auch in der Wirklichkeit vorhanden gewesen sei, des braven Riccaut de la Marlinière. Wozu aber schwächen Sie ab, was Lessing wollte und erreicht hat, wenn Sie erklären, daß die Armeen solche Individuen natürlich im Gefolge gehabt hätten? Nein, mein Herr, hier giebt's nichts zu vertuschen und zu vertuscheln; solcher Bettelexistenzen gab es gar viele, auch ohne Armeen; lesen Sie die Hausfranzösin der Frau Gottsched; die schildert auch nicht gerade sanft dies hochfahrende Lumpenpack, das den Deutschen eine Ehre zu erweisen glaubte, wenn es sich an deutschem Herde nährte und den Gastgebern nur recht häufig wiederholte, welche „arme, plumpe Sprak“ sie besäßen. Und wie können Sie behaupten, daß das Blatt sich gewandt habe, die heutigen Riccauts seien die Deutschen in Frankreich? Sie sprechen selbst an anderer Stelle davon, daß diese jede Arbeit, auch die niedrigste, willig verrichten; ich hoffe, daß Sie einen ehrlichen Arbeiter von einem Schmarotzer und Betrüger werden unterscheiden können. Und ich frage Sie zum zweiten male: Ist das Litteraturgeschichte?

Weil das eigenartig Deutsche, wie es sich auch immer zeigt, von Ihnen verkannt wird, verlieren manche Dichter gänzlich ihren Zusammenhang. Klopstock ist so gut eine Erscheinung gerade des deutschen Geistes wie Goethe; aber wie kann Goethes Jugend von einem Klopstockverächter begriffen werden? Wie Schillers Jugend ohne ein eingehendes Studium von Sturm und Drang? Hier haben Sie schwer gefehlt, Herr Combes, und ich würde Ihnen raten, die mannichfachen Lücken Ihrer Kenntnisse recht bald auszufüllen.

Sonst ist Ihre Behandlung von Schiller und Goethe durchaus würdig. Freilich vermissen Sie manches, was Sie aus unsern neuern Litteraturgeschichten sehr wohl hätten lernen können. Wo bleibt bei Schiller sein gewaltiges Emporringen, das sich umgestalten nach dem Bilde Goethes? Wie Kant, so hat auch ihn jahrelang das Rätsel des Genies beschäftigt; auch er hat sich seinen Begriff des Genies theoretisch erbaut; er ist so glücklich, das endlich auch in der Erscheinung zu treffen, was seinem Denken im transzendenten Reiche längst bekannt war. Ähnliche Gedankenreihen haben fort und fort wirkend die Anschauungen der Romantiker bestimmt. Wo bleibt das alles? Statt dessen geben Sie neben einander gereichte, innerlich zusammenhanglose Urtheile über die

einzelnen Werke, bei denen freilich im allgemeinen wenig unrichtig ist und manches recht nett übersetzt wird. Ich freue mich von Herzen der Worte, die Sie über Sphigeneie äußern, und nicht minder darüber, daß Sie gewagt haben, in den Zauberkreis des zweiten Faust einzutreten. Mag auch nicht alles so in Ordnung sein, wie Sie es den deutschen Kommentatoren nachsprechen, nur Mut; aller Anfang ist schwer, und die Mühe lohnt sich reichlich. Bei der Besprechung von Hermann und Dorothea greife ich nur die thörichte Ansicht heraus, als sei Goethe jemals ein Anhänger der französischen Revolution gewesen.

Was Sie beim Mittelalter zu viel tadeln, haben Sie hier mit reichlichem Lobe wieder eingebracht. Oder wollten Sie dem Leser nur einen schönen Traum bereiten, um ihn jetzt umso jähler zu erwecken? Sie scheinen ganz wild geworden zu sein. Mit zweispänniger Kage — bitte, Herr Combes, schlagen Sie „Kage“ recht sorgfältig nach — sehe ich Sie die Nachkommenden geißeln; wen die eine Strehne trifft, der ist verrückt; wen die andre, moralisch gebrandmarkt. Diese geistreiche Zweiteilung beherrscht eine Zeit lang die Darstellung. Und krank sind sie alle. Welch tiefe litterarhistorische Weisheit birgt sich oft in wenige Zeilen: „Hölberlin stirbt wahnsinnig. Lenau stirbt wahnsinnig. Sonnenberg stürzt sich aus dem Fenster. Gutzkow wird nach einem versuchten Selbstmord in einem hôpital [lies Irrenhaus] untergebracht. Kleist tötet seine Frau [was war es doch für eine geborene?] und sich an ihrer Seite.“ Das ist die eine Reihe, alles Romantiker. Für die andre mag ein „Schüler dieser Meister“ das Beispiel sein: „Kinkel, ein Pastorssohn, ist begeistert für die Theologie, dann spottet er ihrer; liebt und hört auf zu lieben; ist sechsunddreißigmal verlobt, heiratet eine geschiedne Frau, bekehrt sie vom Katholizismus zum Protestantismus und wird dann Freidenker.“

Gemach, gemach, mein Lieber; im Zorn begegnen einem die größten Menschlichkeiten. Sie meinen nicht? Schlagen Sie einmal die Stelle auf, wo Zacharias Werner von Aspasia und Helios spricht. Sie beziehen beides auf Frau von Staël, finden es seltsam, daß er sie mit einer Hetäre, viel besser, daß er sie mit der Sonne vergleicht. Lieber Herr, mit Helios ist Goethe gemeint. Und Sie können mir getrost glauben, daß ich eine tollere Reihenfolge von Schriftstellern noch nirgends gesehen habe. Aber nicht wahr, was scheren einen geistreichen Mann die plumpen Jahreszahlen?

Sie überschätzen Lenau, Freiligrath und Heine; bei letzterm — er war kein Katholik! — geben Sie freilich zu, daß er seine Meinung nicht öfter gewechselt habe als sein Hemd. Zum Schluß will ich die vielen Widersprüche Ihres Buches an einem Beispiel aufweisen. Erinnern Sie sich der bösen Worte über deutsche Universitäten und Professoren gleich im Anfang? Und hier am Ende rühmen Sie, wie viele tüchtige Dozenten es in Deutschland gebe und was auf dem Gebiet der Germanistik die deutsche Wissenschaft alles schon geleistet habe.

Zweiter Brief.

Von Ihrer litterarischen Polemik.

Ich habe Ihnen, Herr Combes, schon gezeigt, daß der Ton Ihres Buches nicht der ist, in dem man bei uns Litteraturgeschichte schreibt, sondern eher der einer Satire, oder, ich scheue mich nicht, es herauszusagen, eines Pamphlets. Ich habe Ihnen zugleich eine Reihe von Fehlern nachgewiesen, die mich zweifelhaft machen, ob Sie wohl der geeignete Mann sind, die deutsche Litteratur in diesem Tone zu bekämpfen. Ich könnte die Zahl dieser Fehler verzehnfachen. Ich gehe jetzt daran, Ihnen nachzuweisen, daß der Kampf, den Sie führen wollen, eigentlich gar kein litterarischer ist.

Zwei Grundgedanken sind es, die Ihre Darstellung beherrschen. Sie heben die Einwirkung der französischen Litteratur auf die deutsche in ungebührlicher Weise hervor, sie verabscheuen, ja beschimpfen alles eigenartig Deutsche. Ihr Buch versichert, ohne Vorurteil geschrieben zu sein; ich erstaune, was Sie ohne Vorurteil zu nennen wagen.

Wozu ist bei *Parcival* betont, daß er eine französische Vorlage habe? Wozu die Unwahrheit hinzugefügt, daß die Deutschen dies zwar anerkennen, aber sich hüten, es zu laut anzuerkennen? Herr Combes, wenn sie geistreich sein wollen, ertappe ich Sie immer bei den größten Ungeschicklichkeiten: ist der deutsche *Parcival*, wie Sie schreiben, nur die Kopie eines französischen Werkes, mußten dann nicht alle Vorwürfe, die Sie an die Adresse der Kopie richten, dem Original gemacht werden? Wozu der Kopie? Nicht wahr, wie dumm! Und bei Goethes außerordentlicher Vielseitigkeit den französischen Einfluß besonders zu betonen, erscheint mir geradezu lächerlich.

Aber wir verfallen mit einander in einen Ton, der zwar immer noch viel anständiger ist, als der Ihres Buchs, der aber auf die Dauer langweilig wird. Erlauben Sie daher, daß ich Ihnen eine Geschichte erzähle.

Einem Lehrer war ein Kind anvertraut worden, damit er es unterrichte. Nur unterrichte; die Erziehung wollten andre leiten. Der Lehrer aber fand viel auszusagen an der Art des Kindes und sah, daß böse Charaktereigenschaften es nicht würden zu gedeihlicher Entfaltung kommen lassen. Denken Sie nur nicht nach Ihrer Gewohnheit gleich wieder das Schlimmste, Herr Combes; der ärgste Fehler des Kindes war eine gewisse Zaghaftigkeit und Unterschätzung seiner Kräfte. Der gewissenhafte Mann ward es nicht müde, mehr zu thun, als seine Aufgabe war; immer und immer rief er ihm zu: Liebes Kind, laß dich von den andern nicht so in den Hintergrund drängen; du bist gerade so viel wert wie sie; du vermagst eben so viel. Und siehe da, sein Fleiß ward mit Erfolg gekrönt. Eines Tages, da die andern es wieder hänselten und quälten, zeigte sich das Kind als zum mutigen Jüngling erwachsen und flößte den andern Respekt ein. Nicht wahr, Herr Combes, der Mann hat Recht gehabt?

Werden Sie nicht unwillig, lieber Herr, daß ich Ihnen mit solcher Kinder-
geschichte komme. Denn diese Geschichte sagt sehr viel. Antworten Sie: der
Mann habe Unrecht gehabt, so zweifle ich an Ihrer pädagogischen Einsicht,
und deren guten Ruf zu retten haben Sie für später sehr notwendig. Ant-
worten Sie: er hatte Recht, so widersprechen Sie sich.

In allem Ernst, Herr Combes: der Lehrer ist Fichte, das Kind das
deutsche Vaterland; als durch Fichtes hohe Worte gemahnt das bis aufs Blut
ausgesaugte deutsche Volk sich erhob, beging es in Ihren Augen die größte
Unbescheidenheit. Zu der hatte Fichte es gemahnt. Ich erkenne Ihre Gerech-
tigkeit an; an Ihrem Verstande beginne ich zu zweifeln. Und Sie wackerer
Herr der galantesten aller Nationen, wohin ist Ihre Galanterie geraten, wenn
Sie zu Fichtes Worten: „Deutschland ist ein heiliges Land, ein Vaterland der
Ehre“ mit Heine hinzufügen: „Ja, auch der faulen Äpfel.“ Bei uns werfen
nur Gassenbuben mit faulen Äpfeln; Sie scheinen es anders gewohnt zu sein.
Oder überschätze ich Ihren Beruf?

Den Geruch besagter edler Kampfesmittel bin ich die ganzen nächsten
Seiten Ihres Buches über nicht los geworden. Schnüffeln Sie Ihr Sammel-
surium noch einmal durch, vielleicht geht es Ihnen ebenso. Sehen Sie, da
kriegt die deutsche Vaterlandsliebe wieder einen, und da das deutsche Gemüt.
Diese Geschosse sind viel treffender als die meisten Ihrer Urteile; warten Sie,
da ich doch einmal diesem gesegneten Lande angehöre, ich will im Hause herum-
fragen, ob sich nicht noch eine Kiste davon austreiben läßt. Und wenn Sie
recht brav sind, erhalten Sie diesen Herbst wieder eine.

Doch, Herr Combes, durch die angeführte Anmerkung haben Sie mir zu
einer Entdeckung verholfen, für die Sie sich selbst dankbar sein werden. Womit
kämpfen denn Sie wackerer Schütze? In der That mit unsern Geschossen. Was
nur ein deutscher Schriftsteller böses von uns sagt, sagen Sie gewiß auch. Ei
ei! lieber Herr; Sie schreiben eine Reformliteraturgeschichte mit fremden Zi-
taten! Nun gut, mustern wir einmal Ihr Arsenal. Wenn Sie weiter nichts
als Wilmar und Scherr haben, so finde ich Ihre Waffen ein wenig stark ver-
rostet. Aber nein, er hat auch Stern und sogar eine ältere Auflage von König;
was braucht man mehr? Höchstens noch die veraltete Litteraturgeschichte in
französischer Sprache von Heinrich.

Herr Combes, vergönnen Sie mir einige Augenblicke der Erholung. Vor
diesen Feldgeschützen ist mir angst und bange geworden. Und ich bin froh, daß
Sie auch leichtere Waffen führen. Durch Ihr ganzes Buch zieht sich ein Faden
schöner Verschen, deutscher und französischer, die entweder von Natur spöttisch
sind oder so benutzt werden. Wie trefflich, wenn in der Inhaltsangabe des
Armen Heinrich, wo von der Unschuld des Mädchens die Rede ist, eingefügt wird:

D'une fille écorchée appliquez-vous la peau
Toute chaude et toute fumante.

Le secret sans doute en est beau
Pour la nature défaillante.

Und wenn es weiter geht: „Suche, Freund. Suche. Eine Jungfrau findet sich.“
Anmerkung: „Selbst in München, behauptet H. Heine.“ So schreibt man polemisch Reformliteraturgeschichte. Doch ich begreife, Herr Combes, ich begreife; Sie wollen mit dem Moschus des Tingeltangels den Geruch der faulen Äpfel wegbringen.

Überall Zitate, passende und nicht passende; am häufigsten schmutzige aus Heine. Der Geschmack macht Ihnen alle Ehre, Herr Combes. Solch Zitiren erweckt den Eindruck des Urkundlichen. Aber was machen Sie denn, mein Verehrtester? Überall rufen Sie Scherr's Manen zu Hilfe, der Lebende den Toten, und gleich im Anfang diskreditiren Sie den Mann! Verstehen Sie mich, ein kleiner Handwerkswink; aber das ist doch nicht geschickt!

Wie die Waffen, so der Kampf. Hören wir einmal.

Bis in die Form hinein erstreckt sich das Barbarische des Germanentums.
Wie entsetzlich diese Allitteration:

Schön Suschen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende.

Ist's nicht gerade so, als wenn jemand ausriefe: *Que ne les tend-on donc pas? Qu'attend-on donc tant?* Wer lacht da? In so ernsthaften Sachen ist nicht zu spaßen. Herr Combes, Sie haben ein weiches Herz und geben sich manchmal als guter Christ. Nun wohl denn: so gewiß die von Ihnen angeführten Bürgerischen Zeilen das einzig richtige Beispiel einer echten Allitteration sind, so gewiß die von Ihnen angeführten französischen Worte vollständig mit der Art der deutschen Allitteration übereinstimmen, so gewiß haben Sie das Wesen des altdeutschen Rhythmus erkannt. Genügt Ihnen diese Ehrenerklärung? Und der Mann will mitreden!

Ihr kritisches Verfahren verdient alle Ehre. Goethes Göz muß Ihnen beweisen, daß die deutschen, nur die deutschen, Mönche im Mittelalter faul und trunksüchtig gewesen sind; Ihr Urteil über Wolfram von Eschenbach steht unter dem Eindruck, den die Wagnerschen Opern auf Sie hervorgebracht haben. Nicht wahr, wozu unnützes Quellenstudium, wozu mühsame Scheidungen? Lieber Herr, Sie scheinen nicht zu ahnen, daß schon im *Parcival* etwas vorkommt vom reinen Thoren, der nur durch Mitleid weiß — diesmal zitiere ich Scherr und Wilmar.

Dieses nur durch Mitleid Wissen zeigt sich so recht deutlich da, wo der eigentliche Zorn anhebt, jene verderbliche *furie française*, wie neulich so treffend und beinahe selbständig von einem Ihrer Landsleute gesagt wurde. Das tritt hauptsächlich bei Klopstock hervor. Wie gelegen kommen Ihnen Stellen zeitgenössischer und späterer Litteratoren! Ich glaube, lieber Herr, Sie sind infolge übereifriger Studirens auf dem einen Auge blind geworden und sehen nur strichweise; da haben Sie denn nur die tadelnden Partien gesehen. Oder ist das

Weglassen der lobenden Partien Absicht? Und wie berufen zur Literaturgeschichte-schreibung ist ein Mann, der nicht selbst nachzuweisen vermag, warum etwas schlecht ist, sondern überall auf Borg gehen muß!

Geradezu köstlich wird die Geschichte, wo Sie auf die Dichter der Freiheitskriege zu sprechen kommen. Ich möchte nicht die Verachtung auf mir haben, die bei uns und Ihnen ein Deutscher erfahren würde, der Viktor Hugo wegen seines „Schreckensjahres“ so behandelte wie Sie diese Gruppe Deutscher. Berufen Sie sich nicht darauf, daß Sie wenigstens Körner etliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die ganze Darstellung ist durchtränkt von unschönem politischen Haß. Was würden Sie sagen, wenn von französischen Dichtern die Rede wäre:

„Körner ließ sich töten für die Sache, welche er befang, aber Rückert gab den Bitten seiner Familie nach und enthielt sich der Teilnahme am Kriege; aber der wilde Arndt, le farouche Arndt, lebte ohne Wunden bis zum einundneunzigsten Jahre. . . . Körner redet sein Schwert an wie ein Weib. . . . In diesen Liedern wiederhallt das fürchterlichste Geklirr von Worten, die sich um eine sehr kleine Anzahl von Ideen drehen. . . . Ein berühmtes Gedicht von Arndt hat zum Inhalt: Was ist des Deutschen Vaterland. Nun ist aus dem Liede klar, daß dies Vaterland zuerst Österreich und die Schweiz umfaßt. Aber es dehnt sich noch viel weiter aus. Es ist überall, wo die deutsche Zunge klingt. Partout où l'honnêteté brille!“ Wo steht das in dem Liede? Sie fahren fort: C'est comique. Partout où la colère écrase la frivolité française; partout où un Français s'appelle un ennemi. C'est plus sincère.

Das sind faule Äpfel, aber jetzt kommt einer, den Sie auf der Straße aufgelesen haben. Arndt a oublié encore bien des endroits; ceux, par exemple, où se pratique, suivant le mot de Edmond About, „l'exportation des blondes“; ceux où s'exercent certains métiers qui répugneraient même aux coolies — das soll es sein! Das wackerer Deutscher, nenne dein!

Pfui, Herr Combes. Sind Sie noch imstande, mir nachzufühlen, warum ich diese Worte nicht ins Deutsche übersehe, sondern in ihrem gemeinen Urtext abdrucke?

Aus der Einheitssehnsucht des deutschen Volkes am Anfange des Jahrhunderts leitet dieser Knabe der grande nation und der plus grande ignorance eine unersättliche Ländergier der Deutschen für heute ab! Lügt er oder ist er nur so schrecklich dumm? Er lügt!

Das wird noch klarer aus der Art und Weise, wie er Becker behandelt. Dieser Mann gehört naturgemäß zwischen Arndt und Körner, weil sein Rheinelied 1840 gedichtet ist. Bei der Übersetzung läßt er aus: „Ob sie wie gier'ge Raben sich heiser darnach schrein.“ Was thuts, wenn das Gedicht dadurch einen ganz andern Sinn bekommt? Ja er ist geflissentlich darauf aus, einen andern Sinn hineinzubringen, denn er fügt hinzu: „Und diese guten Leute dachten durchaus nicht an die Eroberung Elsaß-Lothringens; nicht wahr?“

Die Maske ist hinweggezogen; was haben wir? Die finstern Mienen des politischen Fanatikers. Und darum 474 Seiten in so glänzender Ausstattung? Armer Mann! Krankheiten verdienen Mitleid, und die, von der du befallen bist, das größte. Daher die hunderte von Stellen, welche die blonde germanische Rasse verspotten sollen, welche nach einem recht schlechten Dichter mit Freude ausrufen: „Da habt ihr eure Poesie, ihr Preußen,“ welche scheinbar verschweigen und das Schlimmste treffsicher erraten lassen. Armer Mann!

Aber deine Krankheit ist zum Glück nicht unheilbar. Mag sie auch einer unsrer größten Historiker auf eine Stufe stellen mit der, welche du so freigebig den deutschen Romantikern vorwirfst, einzelne kommen jedenfalls davon und werden nachher ganz vernünftig. Der erste Schritt dazu aber ist Erkenntnis. Und damit du sie nun — in lichten Augenblicken — recht erkennen und danach behandeln mögest, will ich sie dir, dem großen Litterarhistoriker, mit deutschen Dichtervorten schildern. Freilich muß ich diese entlehnen aus dem Gedichte des Mittelalters, über das du die Schale deines Bornes am reichlichsten ausgegossen hast, aus dem Armen Heinrich. Aber was thuts? Nicht wahr?

Sin swebendez herze das vorswane,
 sîn swimmendin fröude ertranc;
 sîn höhervart muose vallen,
 sîn honie wart zo gallen.
 Ein swinde vinstre donreslac
 zebrach im sinen mitten tac,
 ein trüebcz wolken unde dick
 bedaht im sîner sunnen blic.
 Er sente sich vil sêre
 daz er sô manege êre
 hinder im müeste lâzen.
 Verfluochet und verwâzen
 wart vil ofte der tac,
 dâ sîn geburt ane lac.

(Schluß folgt.)



Der Totentanz der Minister in Paris.



Die dritte Republik der Franzosen scheint den ganzen saturninischen Hunger der ersten zu besitzen, nur in etwas anderer Gestalt. Beide verschlingen ihre eignen Kinder bald nach der Geburt, nur sehen wir das demokratische Ungetüm dort mit der Guillotine, hier mit der parlamentarischen Botirmaschine fressen. Im übrigen ist dieser unnatürliche Trieb heute derselbe wie ehemals: er setzt sich zusammen aus